

Links: Bis ins 19. Jahrhundert wurden die Toten meist in Kirchhöfen beigesetzt (im Bild Friedhof Hof in Luzern, Stadtarchiv Luzern). **Rechts:** 1913/14 entstand in Schaffhausen der erste Waldfriedhof der Schweiz (Bild P. Egli/SHS)

A gauche: jusqu'au XIX^e siècle, on enterrait le plus souvent les morts dans un enclos à proximité des églises (sur la photo: le cimetière Hof de Lucerne, archives de la ville de Lucerne). **A droite:** le premier cimetière forestier de Suisse fut créé en 1913/14 à Schaffhouse (photo P. Egli/Ps)



Entwicklung der christlichen Friedhofsgestaltung in der Schweiz und in Deutschland

Vom Kirchhof zum Waldfriedhof

Barbara Holzer, Landschaftsarchitektin FH/MA BSLA, Zürich

Einst wurden die Verstorbenen in unsern Breitengraden in der Kirche oder im Hof davor begraben. Aus Platz- und hygienischen Gründen verlegte man diese dann in den Städten vor die Stadttore und gestaltete sie ab dem 18. Jahrhundert als Friedhöfe mit geometrisch strukturierten Grabfeldern oder als stilvolle Parklandschaften. Einen Kontrapunkt dazu setzten die ab Anfang des 20. Jahrhunderts aufkommenden Waldfriedhöfe, bei denen besonders auf Naturnähe geachtet wurde. Auf diese Bewegung antworteten die Reformer mit einfachen und klaren Formen und dem Verzicht auf prunkvolle Ornamente. Seit dem Zweiten Weltkrieg setzte eine dezentrale Friedhofplanung mit einem freieren Formenspiel ein und kamen die Gemeinschaftsgräber auf. Seit einiger Zeit individualisieren sich die Bestattungswünsche und droht der Friedhof seine frühere Funktion einzubüssen.

Je nach sozialem Status wurden die Verstorbenen im Mittelalter innerhalb der Kirche oder auf dem Kirchhof begraben. Der Name Friedhof stammt vom althochdeutschen «frithof» ab, was den Vorhof einer Kirche in einer Einfriedung bedeutet, die in historischer Betrachtung eine wichtige Funktion als Schutzmauer vor Dämonen spielte. Ausserhalb des Kirchhofs wurden nur jene Verstorbenen begraben, die nach strenger Moral aufgrund ihrer irdischen Vergangenheit in die Hölle verdammt waren: Es waren dies die Ehebrecher, die Selbstmörder und Verbrecher sowie die ungetauften Kinder, die vor den Toren der Siedlungen begraben wurden. Während sich in ländlichen Gebieten noch heute die Friedhöfe oft auf Kirchhöfen befinden, wurden in den Städten aus Gründen von Platzmangel und unhaltbaren hygienischen Zuständen die zu eng gewordenen Kirchhöfe – trotz Widerstand der Kirche – aufgehoben und vor die Stadttore verlegt.

Geometrische Friedhöfe und Parkfriedhöfe

Ab dem 18. Jahrhundert legte man in den Städten neue Friedhöfe ausserhalb der Siedlungen

an, die durch die platzsparende und stringente Anordnung der rechteckigen Gräber strukturiert wurden. Diese Entwicklung zur Anlage mit Entsorgungscharakter lässt sich einerseits mit dem Übergang der Friedhöfe aus der kirchlichen in die politische Verantwortung im Zuge der Säkularisierung erklären. Andererseits liess die wachsende Industrialisierung die Dichte der Städte auf ein enormes Mass anwachsen, was eine Rationalisierung im Bestattungswesen ebenfalls zu rechtfertigen vermag. (1) Durch das starke Wachstum der Städte im 19. Jahrhundert wurden die Friedhöfe jedoch bald von neuen Siedlungen umbaut und erhielten auf diese Weise eine eigenständige Stellung im Städtebau.

Mit dem Aufkommen der bürgerlichen Landschaftsästhetik entwickelten sich Ideen für die Gestaltung von Parkfriedhöfen. Ein wichtiger Vorläufer war der Gottesacker der Brüdergemeinschaft am Hutberg in Herrnhut (Sachsen, D), der bereits 1730 angelegt wurde: Grüner Rasen, umgeben von Blumen, Hecken und fruchttragenden Bäumen, bildete die Atmosphäre für diesen Friedhof. Kleine, viereckige,

steinerne Grabplatten in regelmässigen Abständen kennzeichneten die einzelnen Gräber und verliehen dem Ort einen stilvollen Charakter. Im ausgehenden 18. Jahrhundert beschrieb der Kieler Philosophieprofessor und Ästhetiker Christian Cay Lorenz Hirschfeld in seiner «Theorie der Gartenkunst» (1779–1785) das Ideal der Friedhofsgestaltung «... als melancholische Gattung von Gärten mit Elementen, wie Bäume mit dunklem oder braunem Laub und dumpfes Gemurmel von Wasser.» Der bekannte Gartenkünstler Friedrich Ludwig von Sckell liess sich durch diese Ausführungen beeinflussen und auch die Malerei der Romantik bediente sich gerne der Friedhöfe als melancholisches Sujet, wie Werke von Caspar David Friedrich zeigen. (2) Ab Mitte des 19. Jahrhunderts wurden Friedhöfe also im parkartigen Stil nach dem neu verbreiteten Vorbild des englischen Landschaftsgartens angelegt. Die Gartengestalter liessen sich gleichzeitig von amerikanischen Friedhöfen beeinflussen und bedienten sich der Vorbilder von Cincinnati und New York aus den 1830er-Jahren. (3) So wurden künstliche Seen und Kanäle, Boskette und Wiesen beinahe wichtiger als die eigentlichen Begräbnisstätten, und breite geschwungene Kieswege luden zum sonntäglichen Spaziergang ein. Der Wolfsgottesacker in Basel von Gärtner Georg Lorch wurde im Jahr 1872 nach einem Vorbild von Sckell gebaut und liess sich mit seinen künstlich angelegten Teichen, den geschwungenen Wegen und neu gepflanzten Laubgehölzen dem englischen Landschaftsgartenstil zuordnen. (4) Der Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg wurde im Jahr 1877 vom Architekten Johann Wilhelm Cordes gestaltet und diente anschliessend als Vorbild des Typs Parkfriedhof für viele spätere Anlagen.

Der Waldfriedhof als Intimsphäre

Anfang des 20. Jahrhunderts wurde als weiterer Höhepunkt in der Friedhofsgestaltung der erste deutsche Waldfriedhof von Hans Grässel, dem Baudirektor Münchens, in Holzapfelkreuth bei München erbaut. (5) Im Unterschied zum Parkfriedhof, wo die landschaftlichen Szenarien künstlich erstellt wurden, unterstrich man im Waldfriedhof die Natürlichkeit durch standortgerechte Waldbäume, locker verteilte, gleichförmige und schlichte Gräber und das schonende Einfügen von Wegen in die vorhandene Topografie. Der intime Ort im Wald gehörte nur den Verstorbenen und ihren Besuchern und musste keinen multifunktionalen Ansprüchen gerecht werden. Der Anspruch auf eine natürliche, authentische Landschaft für die Verstorbenen im Sinne des Waldfriedhofs entsprach ganz der kulturkri-

tischen Gesinnung der gebildeten, städtischen Bevölkerung Anfang des 20. Jahrhunderts.

In den Jahren 1913/14 wurde in Schaffhausen ebenfalls nach den Plänen von Hans Grässel der Waldfriedhof angelegt. In Davos, dem Luftkurort mit zahlreichen unheilbaren Tuberkulosepatienten, baute Rudolf Gaberel in den Jahren 1919/20 den zweiten Waldfriedhof in der Schweiz. Viele der später entstandenen Waldfriedhöfe, die bis in die 1970er-Jahre in Mode waren, bezogen sich auf das bekannte Vorbild des Stockholmer Waldfriedhofs der Architekten Erik Gunnar Asplund und Sigurd Lewerentz, welches aufgrund eines erfolgreichen Wettbewerbsprojekts von 1915 im Jahr 1934 fertig gestellt wurde. (6)

Reformer gegen den «Kitsch»

In der Schweiz stösst noch heute die aus dem Norden kommende naturästhetische Friedhofsgestaltung auf die mediterrane Grundform des Campo-Santo-Typs: der Friedhof als Nekropole gedacht. Aufgrund der Heterogenität der politischen und konfessionellen Verhältnisse verlief die Entwicklung in der deutschsprachigen Schweiz weniger einheitlich als in Deutschland, wo gegen Ende des 19. Jahrhunderts Stimmen gegen die spürbare materialistische Lebensauffassung laut wurden. In der «Friedhofs- und Grabmalreform» wehrten sich diese gegen die «kitschige» Gestaltung von Friedhöfen und gegen prunkvolle Grabstätten. Sie forderten einfache und genormte Formen, was eine kleinteilige räumliche Gliederung in

Der Friedhof Hörnli in Basel wurde 1926–1932 im Stil des architektonischen Friedhofs gebaut und zeichnet sich noch heute durch seine axiale Anlage aus (Bild M. Suter/SHS)

Construit de 1926 à 1932, le cimetière Hörnli de Bâle est un cimetière architectural, structuré aujourd'hui encore par une allée centrale (photo M. Suter/PS)



identische Grabfelder mit sich brachte, wo jeder Leichnam sein Grab in einer platzsparenden Reihe bekam, sodass ein regelmässiger Gesamteindruck der Anlage entstand. In der Reformbewegung fanden sich kulturelle und künstlerische Vereinigungen, Grabmalhersteller, Industrie und Handwerk sowie Architekten und Gartengestalter zusammen, deren Ideen hauptsächlich aus dem Gedankengut der Neuen Sachlichkeit, als Begriff aus den Kreisen des



Mit der Zunahme der Feuerbestattungen wurden die Urnen vermehrt in Mauern untergebracht, so etwa im Friedhof Fürstenwald in Chur (Bild P. Egli/SHS)

Avec l'augmentation des crémations, les urnes sont souvent déposées dans des columbariums. Sur la photo, le cimetière Fürstenwald de Coire (photo P. Egli/PS)

Bauhauses, stammten. Paul Schultze-Naumburg und Peter Behrens regten die Diskussionen durch Veröffentlichungen und Ausstellungen zum Thema an.

In der deutschsprachigen Schweiz bestanden Verbindungen zu den deutschen Nachbarn in den Belangen der Sepulkralkultur. Beispielsweise schrieb der Schweizerische Werkbund im Jahr 1918 einen Wettbewerb zur Neuanlage des Sihlfeldfriedhofs in Zürich aus. Gleichzeitig wurden grosse Anstrengungen zur Förderung des Kunsthandwerks unternommen, um die Grabmalkunst als ein wichtiges Themengebiet zu etablieren. Im Jahr 1923 bestätigte ein Bundesgerichtsentscheid eine Klausel, die Ämter berechnete, aus «ausschliesslich ästhetischen oder idealistischen Überlegungen» mit dem Ziel, ein «würdiges und harmonisches Aussehen» zu gewährleisten, die Gestaltung von Gräbern vorzuschreiben. (7) Dieser Entscheidung machte den Weg für die Schaffung von Friedhofsreglementen frei.

Architektonische Friedhöfe: Lob dem Einfachen

Die Idee der architektonischen Friedhöfe stammt vorwiegend aus der Reformbewegung, die wie bei der Entwicklung der geometrischen Friedhöfe im 18. Jahrhundert die Funktionalität und Effizienz im Bestattungswesen in den Vordergrund stellte. Die Reformen wandten sich vom Jugendstil ab, verneinten florale Ornamentik und plädierten für die Abkehr von der landschaftlichen und romantisierenden Haltung. Wie im Architekturgartenstil waren es die klaren und einfachen Formen, die die verträumten Motive ablösten. Die neuen Gestaltungselemente, wie geschnittene raumbegrenzende Hecken, geradlinige und rechtwinklige Wegsysteme und das Anlegen von kleineren Grabfeldern, verliehen den architektonischen Friedhöfen ihren Charakter. Im Gegensatz zur überwiegenden Akzeptanz der Waldfriedhöfe hatten die architektonischen Friedhöfe Gegner, die vor allem den Verlust der Sinnlichkeit des Ortes kritisierten. Als eines der ersten Projekte nach den Prinzipien des

architektonischen Friedhofs reichte im Jahr 1906 der deutsche Gartenarchitekt Friedrich Bauer einen Wettbewerbsentwurf für den Friedhof der Stadt Hameln (D) mit dem Kennwort «Sachlich» ein. (8) Sein Beitrag war für die Beurteilenden noch zu fortschrittlich und wurde nicht rangiert, stattdessen erhielt nochmals ein Entwurf nach den gestalterischen Prinzipien des Parkfriedhofs den ersten Preis. Der Friedhof am Hörnli in Basel wurde nach den Plänen vom Architektenteam Bräuning, Burckhardt, Klingenfuss, Leu und Suter in den Jahren 1926–1932 im Stil des architektonischen Friedhofs gebaut und zeichnet sich noch heute durch seine axiale Anlage im terrassierten Gelände mit geschnittenen Hecken, symmetrisch angeordneten Bäumen und streng geformten Grabfeldern aus. (9)

Dezentralisierung und Gemeinschaftsgräber

Nach dem Krieg baute man keine grossen Friedhofsanlagen am Stadtrand mehr, sondern kleinere, dezentrale, den Quartieren zugeordnete Friedhöfe. Die kontroversen Diskussionen über die Friedhofsgestaltung blieben jedoch nahezu dieselben wie am Anfang des Jahrhunderts. Einerseits lobte man den romantischen, natürlichen Ansatz der Waldfriedhöfe, und andererseits liessen sich Friedhofsgestalter von internationalen Tendenzen, fortschrittlichem Zeitgeist und dem Gedankengut der «neuen Gärten» (10) inspirieren. Sie schufen neue Friedhöfe in schlichten, geometrisierten Formen und scheuten sich nicht, Sichtbeton und Baustoffe aus der Massenproduktion zu verwenden. Ihre 1960er-Jahre waren von orthogonalen Raumsystemen ohne Symmetrien und Achsen geprägt und strahlten Aufbruchstimmung und Modernität aus. Die rechtwinkligen Geometrien wurden in den folgenden Jahrzehnten durch kreisförmige und schiefwinklige Formen abgelöst.

Beide Stilrichtungen – die romantische und die geometrisierte – beeinflussten die Friedhofsgestaltung, und es entstanden wirkungsvolle Kombinationen davon: Beispielsweise wurden strenge, geometrische Wegsysteme durch grosszügige Rasentexturen mit locker eingestreuten Gehölzen zu spannenden Gegensatzpaaren, die einem Ort seinen spezifischen Charakter verliehen. Die nun rasch zunehmende Anzahl an Feuerbestattungen machte das Bestattungsregime flexibler und ermöglichte eine vielfältige Friedhofsgestaltung, indem die eigentlichen Urnengräber weniger Platz beanspruchten und Urnen vermehrt auch in Nischen und Mauern bestattet wurden. Dem Zeitgeist entsprechend, mit dem Blick zum Vorbild in Skandinavien, wurden in den 1970er Jahren

zuerst in urbanen und protestantischen Gegenden und dann auch vermehrt in ländlichen und katholischen Regionen Gemeinschaftsgräber für Urnenbestattungen erstellt. So rutschte der gemeinschaftliche Gedanke in die Lücke der Autorität der Kirche, und die Verstorbenen waren nicht mehr nur vor Gott, sondern auch untereinander gleichgestellt.

Trend zu individuellen Bestattungsorten

Die Zahl der neu zu gestaltenden Friedhöfe ist heute gegen null gesunken, denn limitierte Grabesruhe und Mehrfachbestattungen konnten den Platzmangel auf Friedhöfen beheben. Gleichzeitig bringt das Bedürfnis nach Autonomie in der individualisierten Gesellschaft neue, individuelle Bestattungswünsche auch ausserhalb der Friedhöfe mit sich. So werden heute Urnen in der Wohnwand der Hinterbliebenen aufgestellt oder die Asche in Friedwäldern begraben. Dem Friedhof als gemeinschaftlicher und religiöser Ort der Verstorbenen droht mit dieser Entwicklung ein Bedeutungsverlust.

(1) Vgl. Gröning Gert und Schneider Uwe, «Anfänge der Friedhofsreformbewegung: Die gartenkünstlerische Diskussion um die neuzeitliche Friedhofsgestaltung vor dem Ersten Weltkrieg», in: Sörries Reiner (Hg.), Vom Reichsausschuss zur Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal, Kassel 2002, S. 49–77.

(2) Vgl. Fischer Norbert, «Die Totenstadt der Moderne», in: Werk, Bauen und Wohnen, Heft 10/2000, Zürich, S. 11.

(3) Gröning Gert und Schneider Uwe 2002, S. 52.

(4) Weilacher Udo und Wullschleger Peter, «Landschaftsarchitekturführer der Schweiz», Basel 2002, S. 142.

(5) Gröning Gert und Schneider Uwe 2002, S. 58.

(6) Vgl. Johansson Bengt O. H und Galli Fabio, Tallum, «Gunnar Asplund's and Sigurd Lewerentz's Woodland Cemetery in Stockholm», Stockholm 1996.

(7) Frey Pierre, «Der Friedhof: Ort und Objekt einer Ausstellung», in: Bucher Annemarie und Jaquet Martine, Von der Blumenschau zum Künstlergarten – Schweizerische Gartenbau-Ausstellungen. Lausanne 2000, S. 44–45.

(8) Gröning Gert und Schneider Uwe 2002, S. 59.

(9) Weilacher Udo und Wullschleger Peter 2002, S. 148.

(10) Das Gedankengut der «neuen Gärten» bereicherte die Friedhofsanlagen durch inszenierte Ausblicke in die Landschaft, durch das Öffnen in Richtung Sonne und durch die Schaffung von Transparenz in der räumlichen Konzeption in Anlehnung an die Moderne der Architektur beziehungsweise die konkret-abstrakten Formen der 20er-Jahre der Avantgarde. Vgl. auch Baumann Ernst, «Neue Gärten», Zürich 1955.

DIE FRIEDHÖFE VON WILLI NEUKOM IN DEN 1960ER- UND 1970ER-JAHREN

bh. Willi Neukom (1917–1983) hat die Schweizer Landschaftsarchitektur in den Nachkriegsjahren des 20. Jahrhunderts geprägt. Als junger Gärtner arbeitete er in den 1930er-Jahren in Ernst Cramers Büro, wo er sich als talentierter Zeichner und Projektleiter etablierte. 1951 gründete Neukom in Zürich sein eigenes «Studio für Gartenarchitektur und Landschaftsgestaltung» und arbeitete mit temporären Mitarbeitern zusammen wie Fred Eicher, der heute zu den überaus einflussreichen Schweizer Landschaftsarchitekten zählt. Neukom hat mit einer gewissen Nüchternheit die Aufgabe der Friedhofsgestaltung wahrgenommen, denn seine Projekte zeugen von einer klaren räumlichen Strukturierung, einer formal geprägten Gestaltung und einer Modernität, wie sie zu dieser Zeit nicht üblich war. Er bewegte sich zwischen Abstraktion und Romantik, indem er gelungene Gestaltungsbrüche anhand von wenigen wirkungsvollen Elementen inszenierte und in minimalis-



tischer Weise motivhafte Szenen erzeugte. Den skandinavischen Friedhöfen als Vorbilder entnahm er die räumliche Offenheit, die von Rasenflächen geprägte, sanfte Gestaltung und die Beziehung zur Landschaft. Aus der Moderne griff er geometrische, repetitive Formen auf und wagte den Einsatz von Sichtbeton schon 1959 als allorts auf Friedhöfen noch nach Mustern des Landstils gebaut wurde. Kennzeichnend für Neukoms Friedhöfe sowie für die 1960er-Jahre ist ein orthogonales Wegsystem mit dem geometrischen Spiel einer Diagonalen als Hauptweg. Seine Suche nach der «guten Form» als Mitglied des Werkbunds widerspiegelt sich in seinen unzähligen Entwürfen für kunstvolle Friedhofstore mit Stilverwandtschaft zu Werken der «Zürcher Konkreten» und seinen innovativen Vorschlägen für Urnenkuben als kleinmassstäbliche Gegenvorschläge zu herkömmlichen Urnenmauern.

Zwei Beispiele aus dem Schaffen von Willi Neukom: der Friedhof Bonstetten mit Kreuz und Aussicht auf die angrenzende Landschaftskammer (Bild unten, B. Holzer) und Urnenkuben im Friedhof Oberengstringen (Bild links, B. Holzer)

Deux exemples de l'œuvre de Willi Neukom: le cimetière Bonstetten avec sa croix et la vue sur le paysage environnant (photo du bas, B. Holzer) et les columbariums cubiques du cimetière d'Oberengstringen (photo de gauche, B. Holzer)

